

Die Liebesfahrten der Eisheiligen [Fortsetzung]

Autor(en): **Hardung, Victor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1917)**

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573322>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein himmelblauer Chor Vergißmeinnicht
 Umsteht bewundernd einen Haufen Pensées
 In braun und violetten Sammetmänteln;
 Gemeinsam spinnen sie die Träume weiter,
 Die der im Grabe unter ihnen einst
 Geträumt: er war ein Dichter; seine leisen,
 Gehauchten Lieder starben im Gelärm
 Zermühlter Zeiten, und sein heißes Herz
 Brach früh in Leidenschaft und Not und Drangsal.
 Unweit erglühen, Sommerglanz und Wehmut
 Des Herbstes lieblich einend, dunkle Rosen
 Bei blauen Aestern. Und darunter schlummert,
 Die zu des Dichters Denkstein Blumen trug,
 Bis man ihr selbst den stillen Hügel kränzte.

Adolf Frey, Zürich.

Die Liebesfahrten der Eiseheiligen.

Von Victor Hardung, St. Gallen.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten

Alle Rechte vorbehalten.

Die Liebesprobe.

Ich hatte erleben müssen, daß ich aus einer von Reichtum umsorgten Kindheit über Nacht in Armut gestoßen wurde und wund auf der Walfstatt stand, ohne Wehr und Waffe. Aus einer schönen Zeitschrift zeichnete ich die Namen der Geschäfte auf, die dort angezeigt hatten, in dem Traume, daß in der blauen Ferne die Menschen anders seien als in der engen und dunkel gewordenen Heimat, und fragte in romantisch verfliegenen Briefen um einen Posten für einen Gymnasiasten an, der schon diese und jene Berechtigung erworben habe. Raum einer unterließ, dem Schreiber zu antworten, daß er sehr bedaure, wenn ihm der Betrieb zurzeit nicht erlaube, einen gebildeten jungen Mann meiner Art anzustellen. Diese Höflichkeit, wie sie hinter den Bergen zu wohnen schien, machte mir Mut, in einer zweiten und dritten Zeitschrift die Anzeiger aufzugabeln und auch diesen allen meine Person anzutragen. Und wieder kamen höfliche Antworten und darunter endlich eine aus einer ferneren und doch durch vergessene Verwandte, die in der Gegend hausen mußten, der Erinnerung nahen Stadt, die ich, noch der Sohn eines reichen Herrn, zu

meinem ersten Semester heimzusuchen gedacht hatte. Die brachte mir ein Goldstück als Reisegeld und die Botschaft, ich möge mich mit meinem Gepäck einfinden, man könne einen fleißigen jungen Mann von guter Schulbildung zur Unterstützung in der Buchhaltung und im Briefverkehr gebrauchen. Mein Vertrag gehe auf drei Jahre: Bei freier Wohnung und Kost sei im ersten ein Monatsgehalt von zehn, im zweiten von zwanzig und im dritten von dreißig Silberlingen vorgesehen.

Mit Resten unversteigerten Plunders war noch eine Reisetasche übrig geblieben, worauf eine mit Silberperlen gestickte Schäferin zwei Lämmlein auf saftgrünem Acker weidete und sich von einem zartgrauen Himmelsgrund abhob. Dahinein ging, was ich besaß, ohne daß die Tasche ihre schönen schlanken Linien verloren hätte. Und mit diesen meinen Habseligkeiten zog ich, ein schmales Bürschchen unter einem breitkrämpigen Räuberhut, in die Kunststickerei und Fahnenmanufaktur von Meyer Morik an einem bitterkalten Wintertag ein. Durch einen Laden, einen Paderaum und eine Schreibstube ging's in ein Gemach, wo sich ein kurzbeiniger, kurzhafter dicker Herr mit dem Anflug eines

grauborstigen Schnurrbartes auf einem Schaukelstuhle wiegte und alle die Räume vor mir überfah, während hinten einige Stufen in einen tiefer gelegenen Saal hinabführten, wo Mädchen über der Arbeit saßen, Maschinen schwirrten und Stoffe und Garne gliherten und schimmerten.

Meyer Moritz landete aus dem Schaukelstuhle, stapfte schwerfällig einige Schritte und schrie in den Arbeitsaal hinunter: „Judith, Judith!“ Ein Mädchen, das daran war, Beschläge zu Fahrenstangen zu ordnen, kam langsam heran und begrüßte mich mit einem säuerlichen Lächeln, als der Alte es vorstellte: „Meine schönste Tochter Judith! Sie soll Ihnen Ihr Zimmer zeigen.“ Es trug seine Schönheit freilich nicht nach außen zur Schau. Die war bei ihm nach innen geschlagen. Dafür sprachen die gutmütigen Augen im Gesichte mit der plumphen Nase und dem dicken Mund. Aus der Schreibstube führte eine Glastüre in den Dämmer eines Treppenhauses. Durch die Scheibe schaute, als Judith sich dorthin wandte, ein zweites Mädchen von feinen Zügen mit einem flammenden Mund in einem blassen Gesichte und leidenschaftlichen dunkeln Augen, dem drei lange Locken zu jeder Seite herabfielen. „Meine Schwester Esther!“ nannte mir Judith die Gefährtin, als sie mich durch die Türe geschoben hatte. Im Gegensatz zur plumphen Schwester erschien Esther zierlich, und bei einer Bewegung sah ich, daß ihr zwei dicke Zöpfe bis zur Hüfte herabhingen, schwer und so schwarz, daß sie wie Stahl schimmerten. Sie nickte mir zu, und die Locken an der Seite tanzten auf und nieder. „Kommen Sie,“ mahnte mich Judith, der ich stand und das hochbusige Mädchen anstarrte, das schmal und schlank in breiten Hüften stand, „Sie werden meine Schwester noch oft genug sehen!“

Wir stiegen eine Treppe hinab, und über uns leuchtete für eine Weile das weiße Gesicht Esthers. Durch einen Hof mit Risten und Brettern an einer Werkstatt vorbei, wo ein Schreiner hauste, ging's in einen Anbau, der über einen zu einem Obstgarten umgewandelten alten Wallgraben wegschaute. Ein kahles kaltes Zimmer mit einem billigen Eisenbette,

einem solchen Waschtänder und etlichen Haken in einer Ecke, wartete dort meiner. „Wenn Sie noch etwas brauchen, sagen Sie's mir!“ meinte Judith. „Herrn Meyer Moritz wird's lieb sein, wenn Sie gleich Ihren Dienst antreten; wir haben viel für die Vollendung des Domes zu tun.“

Ich stand, allein gelassen, für eine kurze Weile am Fenster und schaute in den Garten hinunter, wo in struppigen Baumkronen Meislein lustig herumturtelten. Und ein Gesicht wollte mir nicht aus den Augen, dessen Mund so süß flammte, ein schönes Mädchenhaupt mit blau schillernen Locken und Zöpfen. Ich ging wieder über den Hof zurück und sah den Schreiner vor seinem Leimofen, wo auf einer Pfanne etliche Wurstscheiben prasselten. Eine Handvoll Späne schob er ins Feuerloch, und der Reid kam mich bei dem leßern Geruche des Frühstücks an, daß ich's nicht wie dieser Handwerker haben konnte, der da frei seine Arbeit verrichtete und sich nach seines Herzens Lust seine Muße dabei gönnte. Denn die Erkenntnis hatte mich jählings überwältigt, daß die Welt hier kaum anders war als in der Heimat, die ich verlassen, daß ich armer Schlucker völlig abhing von dem Belieben eines Menschen, der mich gebrauchen zu können glaubte und den weiter nichts mit mir verband. Das hatten mich die kalten Augen meines Brotherrn gelehrt, die mich kühl und mit der versteckten Verachtung eines Menschen geprüft hatten, für den die Armut des Nächsten eine Schwäche ist, die man zu seinem Vorteil brauchen muß, will man selber oben bleiben. Und ich besaß nichts als ein wenig Schulweisheit, wie sie Hunderten und Tausenden von Brot Suchenden eigen, und kannte keine Handfertigkeit, keine Tätigkeit, wie sie sich an das tägliche Bedürfnis vieler wendet.

Ich bekam einen Platz an dem langen Stehpult, das eine ganze Wand einnahm, in der Ecke neben der Türe zum Packeraum. Neben mir stand als Buchhalter ein ehemaliger Student, den eine verwitwete Hebamme der Gottesgelahrtheit entzogen und geheiratet hatte, ihm Söhne zubringend, die älter waren als er. Und hinter mir hockte in einem Verschlag ein vom Schnaps zugrunde gerichteter Lehrer, der

zu allen Beleidigungen und Beschimpfungen seines Brotherrn stumpfsinnig lächelte, etliche Stunden im Tage hinter seinen Papierbogen verschnarchte und gegen einen Bettel Tag für Tag nach einem und demselben Muster Empfehlungsbriefe abschrieb. So waren es meist Gescheiterte und Gestrandete, die hier eine armselige Zukunft gefunden hatten, bürgerlich Halb-tote und Abgestorbene. In dem Anbau hausten außer mir nur einige junge Leute vom Lager, verlorene Bürschlein, die froh sein mußten, ein Dach über dem Kopfe zu haben, und in ihrer Fron doch lustig und guter Dinge waren. Ein ehemaliger Unteroffizier, entlassen, weil er in der Trunkenheit militärisches Gut veruntreut haben sollte, machte den Trauernden. Er konnte auf einer Kiste sitzen und Balladen von Kindsmörderinnen und dergleichen singen, die kein Ende hatten und nur dadurch zu einem Schlusse gebracht wurden, daß ihm Tränen die Stimme erstickten.

Mir diktierte Meyer Moritz Brief um Brief, die alle unweigerlich begannen: „Antwortlich Ihres Geehrten vom sound-sovielten“. Und ich rächte mich dadurch, daß ich für die ins Französische oder Englische zu übertragenden eine neue Form fand, die des unterhaltenden kaufmännischen Briefwechsels, und etwa einem Besteller schrieb: „Der hundertteilige Wärmemesser zeigte heute draußen achtzehn Grad unter Null, als uns Ihr geschätzter Brief im wohligh durchwärmten Hause erreichte und zu unserer äußerlichen Behaglichkeit lebenswürdig die innere spendete...“ Und oft war an der Antwort zu merken, daß diese Form nicht einmal übel aufgenommen worden war; denn die also Bedachten gingen meist auf unsere artige Anrede ein und schlugen einen ähnlichen Ton an. Und wenn ich Meyer Moritz, indes er sich auf seinem Schaukelstuhl festhielt und wiegte, so ein Schreiben in der Uebertragung vorlas, konnte er wohl plötzlich „Judith, Judith!“ schreien, worauf die Tochter gutmütig und verdrießlich heranstapfte, um einen Satz zu vernehmen, der des Alten besonderes Vergnügen geweckt hatte. Für seine eigene Person zwar blieb er bei seinem „Antwortlich Ihres Geehrten...“

Wir, die wir im Hause wohnten, aßen

mittags mit der Familie, und Meyer Moritz pflegte jene Ueberreste von feineren Lebensgewohnheiten, die mir noch anhaften mußten, dadurch zu würdigen, daß er mir einen bescheidenen Appetit zutraute und von den Würstlein, die es etwa gab, das mir zugebachte um einen erklecklichen Happen kürzte. Und ich war in den Jahren, da bei Jungknaben der Magen nicht Grund noch Boden hat. Dafür pflegte jedoch bei einem Ausgange, den der Alte etwa während der Geschäftszeit machte, um seinen auf Speculation gerichteten Neubauten nachzugehen, ein Fingerlein an die Scheibe der Glastüre zu pochen, und dahinter sah ich etliche Lockentänzen, und wann ich der Ladung folgte, fand ich Esther mit ihrer Mutter, die durch die Ähnlichkeit ihrer Gestalt mit jener der Tochter an die Schönheit ihrer Jugend erinnerte und, wann sie mich so kommen hieß, eine lebenswürdige Frage in den Augen und ein ermunterndes Lächeln um den Mund hatte. Und dann spendete sie mir, der ich scheu widerstrebte, wohl ein Goldstück: es sei verdient, aber der andern wegen, die dann ungebührlich fordern werden, mög ich's verschweigen. So konnte ich mir, jung und hungrig wie ich war, zu einem zweiten Frühstück ein Wurstbrot, wie die Packer das liebten, leisten und abends ein Krüglein schwarzen Gesundheitsbieres mit ins Bett nehmen. Und ich habe nie wieder Köstlicheres gegessen und getrunken als dieses Stücklein Wurst zum Morgen und dieses Schlüßlein Bier zur Nacht.

Der Frühling kam, der Sommer, aber ich sah kaum etwas davon. Denn vor Dämmer ward auch am längsten Tage nicht geschlossen, und wenn ich einmal bei der Helle hinauskam, war ich scheu, wie eine Eule unter Tags, verkniff die Augen vor den bunten Mützen der Studenten, der ich doch auch für ein Studium vorgebildet war, und hastete eilends vor den fröhlichen Mädchen davon, die im Schmucke ihrer Jugend im Lichte wandelten. Und gab's am Sonntag etliche Freistunden, verbrachte ich sie einsam, angewidert vom Gehaben der Gefährten meines Elends, wie sie mit Mädchen, die sich auch ihr Brot verdienen mußten, auszogen, um sich nach ihrer Weise des Le-

bens zu freuen. Meine Gedanken waren um Esther und liebten sie. Doch wann ich sie sah, war ich scheu und unbeholfen unter ihren warmen Blicken.

Eine zudringliche Magd war im Hause, ein flachsblondes schlankes Geschöpf mit schönen großen, doch frechen Augen. Das strich mir nach, und so geschah es an einem Sonntagabend, als ich allein auf der Schreibstube hauste und in einem Büchlein vom armen Mann im Toggenburg las, daß mich die Dirne aufspürte, sich herausfordernd neben mich stellte und mir den Platz so einengte, daß ich mir Luft machen mußte und nicht ungern in eine Kauferei mit ihr geriet, wobei sie mich mit aller Kraft ihrer starken Arme an sich preßte und mit heißem Munde zu küssen versuchte. Davor aber scheute ich wieder zurück und umfaßte sie derart, daß sie nach Atem rang und mich losließ und seufzend und lachend für eine Weile Ruhe auf dem Stuhle von Meyer Moriz suchte. Doch sie hatte sich kaum zu schaukeln begonnen, als mit einem Windlicht in der Rechten Esther in der Glastüre stand. Ihre Augen flackerten unruhig, und ihr Mund war hochmütig geschürzt und zuckte doch, als sie mich um etliche Formulare bat. Die Magd schlich mit einem spitzbübischen Gesichte davon, und Esther leuchtete mir in das Pult, wo ich die Papiere mit zitternden Händen suchte. Die langen Lider standen tief über den dunkeln Sternen, ihr Busen war von Lichtern umspielt, und im Dämmer irrten die Locken über dem weißen Gesicht, als rieseln Bächlein daran auf und nieder.

„Esther,“ bat ich leise; „ich habe nichts mit dem Frauenzimmer da!“

Ihre Augen öffneten sich weit und leuchteten. „Sie ist zudringlich. Wer einsam ist, kann sich verirren, sucht er einen Weg zu Menschen seinesgleichen. Sie müssen den einschlagen, wo man Ihrer wartet!“

Ihr Kopf hatte sich gesenkt, die Locken waren vorgefallen, und die Lider deckten wieder die dunkeln Sterne. Und da sie keine Antwort vernahm, begann sie zu berichten, daß sie zu der nahen Feier der Domvollendung in der alten Hauptstadt geladen sei. Und sie, als Jüdin, denke im Festzug als Orientalin in der Gruppe der

Kreuzfahrer mitzutun. Mit der Mutter habe sie schon beredet, daß auch ich dabei nicht fehlen dürfe und als Edelknabe im selben Verband gehen müsse und ihr so zur Seite bleibe. „Immer!“ antwortete mein Herz; doch der Mund schwieg. Indes gaben wohl meine Augen die Zusage. Denn das Mädchen lächelte und bot mir die Hand, und ich lugte ihm nach, wie es das Laternchen schwenkte, da es die Treppe zur Wohnung hinaufstieg und der goldene Dämmer mit ihm ging, als wandle da das Geschöpf eines andern Sternes und mit ihm ein Wölklein seiner schönen Heimat.

Es war ein heller Oktobertag, als wir, von dem Ehepaar Meyer Moriz und der Tochter Judith begleitet, die Reise zur Hauptstadt unternahmen, Esther und ich schon für den Festzug angetan. Das Mädchen trug ein rotes Mützlein, hatte milchweiße Perlen Schnüre in die Zöpfe geflochten, die sechs Locken mit Goldgehäng durchwirrt und Münzketten um den Hals geschlungen. Das brokatene Gewand ward von einem roten goldbeschlagenen Gürtel gehalten. Rote Lederstrümpfe schauten darunter hervor; von den Knöcheln flirrten wieder Kettlein von kleinen goldenen Münzen. Ich trug einen blauen, mit silbernen Disteln bestickten Rock mit weißseidenen Spitzenärmeln, braune Beinlinge, einen schön beschlagenen Gürtel mit einer kleinen Tasche, in der ein funkelnder Dolch saß. Dazu ein Kurzschwert an einem Schultergehänge mit kleinen silbernen Kugelschellen. Ein Mützchen von weißem Rauchwerk hatte ebenso einen Kranz von kleinen klingenden Kugeln, während die Schnabellschuhe von Silberschnüren starrten.

Und dann war ich mit dem Mädchen allein in einem farbenfrohen Trubel, während seine Angehörigen einen teuren Balkon in einem Gasthof bezogen hatten. Die Glocken der kirchenreichen Stadt dröhnten, und von dem ehernen Strome dieses Jubels zitterten Gassen und Häuser, Plätze und Türme. Ungezählte Augenpaare grüßten uns, die wir dahinschritten, von Fahnen und Pannern übersflogen, im Zuge der Wagen und Reiter, umschmettert von jauchzenden Drommeten.

Der Edelknabe hatte die Türkin an der Hand, und beide gingen in diesem Fest-

gewühl Tausender und Abertausender in der seligsten Einsamkeit. Irgendwo stochte der Zug. Eine Hand legte sich auf meine Schulter, und als ich aufschaute, sah ich einen alten wohlgepflegten Herrn in der ersten Reihe der Neugierigen, den grauen Zylinder im Nacken, eine pralle Düte in der linken Hand und einen schönen Pfirsich in der rechten. „Willst einen?“ forschte er, und ich erkannte einen halbvergessenen Großonkel, einen schrulligen Junggesellen, der als Anwalt ein Vermögen erworben hatte, in überseeischen Ländern herumreiste und alljährlich im Herbst die Stadt seiner Jugend aufsuchte, um dort wieder die Sprache der Obstweiber zu vernehmen, bei deren Vorgängern er in der Knabenzeit geframt hatte. Eine Prinzessin, so hieß es, sollte ihm, der als junger Verteidiger in dem Archiv eines Schlosses nach Urkunden geforscht hatte, um bestrittene Gerechtsame zu retten, in einem Frühling voll Glieder und Nachtigallen ihre Neigung geschenkt haben und noch irgendwo in einer Anstalt leben, wo sie Tage habe, da sie tobüchtig am Gitter rüttle und nach dem Liebsten schreie, den man ihr mißgönne.

Er hatte meinen Blick aufgefangen, der zu dem Mädchen an meiner Seite ging, und reichte Esther die Düte, daß sie sich daraus nehme. Und als sie sich die Frucht schmecken ließ, lud er mich ein, er sei im Holländischen Hof und erwarte mich nach dem Umzuge gern mit meinem Mädchen.

Mit meinem Mädchen! Ob Esther vernommen, daß mir so ihr Besitz zugesprochen worden?

Am Abend saßen wir nicht dort, wo wir die Familie Meyer Moritz hätten finden sollen, sondern, entschuldigt durch den Trubel von Tausenden, im Holländischen Hof. Das Ansehen des Stammgastes, des Großonkels, hatte uns dort einen behaglichen Winkel und ein auserlesenes Mahl gesichert. Der alte Herr war von einer lebenswürdigen Fröhlichkeit und bat sich, als wir gegen Mitternacht in den Zug heimwärts stiegen, von der Orientalin aus dem Fähnlein der Kreuzfahrer ein Rühlein aus, auf daß er sich sein Leben lang dieses schönen Tages erinnere. Das ward ihm nicht versagt, und mir war, als habe durch diese artige Gabe das Mäd-

chen seinen Willen zur Zugehörigkeit zu meiner Sippe dargetan. Hand in Hand gingen wir durch die dunkle Nacht heim und fanden die kurz vorher zurückgekehrte Familie noch geräuschvoll zusammen. Die Mutter bot mir einen Imbiß an, der Alte maß mich mit mißtrauischen Blicken, und Judith wog die Zöpfe der Schwester liebeslosend in den Händen und ließ leise die Perlen Schnüre klirren.

Es ging gegen Allerheiligen, und der Altweibersommer brachte eine leuchtende Reihe von blauen Tagen. Mit den Asten und Georginen dufteten in allen Gärten noch die Rosen. Und da noch gar oft von dem Festzuge gesprochen ward, überall Bilder auslagen, die davon zeugten, und unter den Geschäften, die für die Lieferung der fremden Trachten, der Banner, Fahnen und Waffen öffentlich belobt wurden, auch Meyer Moritz ehrenvoll genannt war, ließ sich der Alte von Judith bereden, eine kleine Nachfeier zu veranstalten und alle, die aus seiner Stadt mit im Zuge gegangen waren, einzuladen, sich im Festgewand auf seinem Landsitze zum Morgenstern zu einer guten Unterhaltung einzufinden. Dieser lag an eine Viertelmeile von der Stadt weg, schön über dem Strome, hatte nach dem Aussterben einer alten Familie häufig den Besitzer gewechselt und war so Meyer Moritz, der es liebte, in Grund und Boden zu spekulieren, in die Hände gekommen. Einen einsiedlerischen Knecht hatte er aufgetrieben, der die Besorgung billig betreute und seinen Lohn und den Zins durch Gemüse, Obst und Eier, sowie durch einen kleinen Milchverkauf aufbrachte.

In der Frühe schon war die Familie hinausgefahren. Mir hatte der Alte Arbeiten zugewiesen, die mich den Morgen über in der Schreibstube halten mußten; wenn es mich dann noch gelüste, möge ich gegen Abend nachkommen. „Ich halte Ihnen etwas Gutes zurück,“ hatte Judith mir noch verstohlen zuraunen können; „aber mit dem frühesten Nachmittage müßten Sie draußen sein!“ Und dann hatte sie noch, ohne eine Antwort abzuwarten, gefragt: „Würden Sie eine Jüdin heiraten?“ und gelacht, als habe sie mein Ja, auch ohne daß es laut werde, und war den anderen nachgeeilt.

Die erste Post brachte mir einen Wertbrief aus der Hauptstadt, und der hätte mir, wäre Judith noch da gewesen, den Mut gegeben, sie vor dem Alten als teure Schwägerin zu grüßen und mit ihr durch das ganze Geschäft zu walzen. Denn der Großonkel schickte mir ein Sparfassenbuch auf meinen Namen über ein ansehnliches Sümmelein und schrieb dazu, das Geld sei für mein Studium. Ein junger Mann, der von aller Welt verlassen sei, gar nichts besitze und den ein so schönes Mädchen liebwinne, das dazu die Tochter eines reichen Mannes sei und durch seine Abstammung weit mehr Kämpfe für diese seine Liebe zu bestehen haben werde als jedes andere, an dem müsse doch etwas sein. Und so mög ich sorgen, bald an ein Ziel zu kommen und ihn noch erleben zu lassen, daß ich Esther heimführe.

Mit dem neuen Besitze war meine Scheu, meine Bescheidenheit, all die aufgezwungene Demut dahin. Ich schickte einen Ausläufer, mir vom Universitätsreitlehrer einen anständigen Gaul zu besorgen. Und die Genossen meiner armseiligen Zeit starrten verblüfft, als ich mich im Gewande des Edelknaben in den Sattel schwang, die Straße auf- und abritt und dann auf dem schlanken Rappen davonstob.

Ich fand eine fröhliche, bunte Gesellschaft und freute mich an einem zärtlichen Blick, den Esther mir aus der Mitte lustiger junger Leute zuwarf. Mener Morik sah mit seiner Frau und zahlreichen Gästen unter schönen Bäumen, die den Hügel krönten. Judith war zum Stall gegangen, wo mir der Knecht den Gaul abnahm, gab einer Magd einen Auftrag und winkte mir dann in eine Laube. „Sie schauen so stolz darein,“ forschte sie, „als hätten Sie das große Los gewonnen. Vielleicht gewinnen Sie es heute noch — wenn Sie wollen. Nochmals — antworten Sie mir aufrichtig — würden Sie eine Jüdin heiraten?“

„Antworten Sie aufrichtig,“ erwiderte ich, „mag mich eine?“

„Eine?“ fragte Judith und lächelte, indes plötzlich Tränen ihren Augen einen sehnsüchtigen Glanz gaben.

Sie war vor die Laube getreten und winkte nach dem Hause hinüber der Magd,

die mit einem bunten Körbchen nahte. Und dann deckte sie den Tisch mit einer halben Ente, einem Salat von Kartoffeln, Tomaten und Kräutern und einem Gläschelein duftenden Weines und sah mir zu, wie ich mir alles wohl schmecken ließ.

„Wir haben noch ein Spiel vor, bei dem Sie mittun müssen!“ berichtete sie. „Ohne Sie wird es gar nicht gewonnen werden.“

„Ich bin Ihres Vaters letzter Schreiber,“ warf ich ein und sagte das wie ein Prinz, der sich darin gefällt, auf einem Bauernhofe die Sense zu schwingen, weil dort eine schöne Magd die Garben bindet. „Heute noch . . .“

„Und morgen?“ meinte Judith und lächelte.

„Morgen?“ wiederholte ich und dachte an meinen Reichtum. „Mit dem Abend kommen die Sterne.“

„So lange wollen Sie warten, mein Schwager zu werden?“ forschte Judith, wollte lachen und fiel mir weinend in die Arme.

In der Wiese unten am Hügelhange stand die Geliebte inmitten lustig lärmenden Jungvolkes. Und als ich mit Judith nahte, ward verkündet, daß Esther den Weg zur Höhe hinanschreiten werde. Und wer es fertig bringe, ihr bis zum Ziele die Zöpfe nachzutragen, ohne ihr wehe zu tun, der solle dafür erkannt sein, daß er den Sprüngen und Launen eines Mädchens willig zu folgen vermöge, als begehrenswerter Hochzeiter ausgerufen und des zum Zeichen mit einem Kusse von der Königin dieses Spiels und ihren zwei Zeuginnen bedacht werden. Das waren zwei artige Fräulein im rosenbestickten Reifrock, weiß gepudert, in blauseidenen Strümpfen und weitausgeschnittenen Goldschuhen.

Ein großer blonder Gesell in der Tracht eines fahrenden Scholaren machte den ersten Versuch. Er kam nicht weit; denn Esther tat plötzlich einen schnellen Schritt und griff dann mit einem leisen Schrei nach den gezerrten Zöpfen. Und ebenso ging's unter Gelächter einem Kreuzfahrer, als er über einen Stein stolperte, einem Bußprediger, als er sich zu weit zur Seite geneigt hatte, um mit einer der links und rechts geleitenden Zeugin-

nen zu scherzen, und gar einem Magister, der nicht schnell genug nachkam, als Esther sich beugte und eine späte Sternblume am Wiesenrande pflückte.

Dann war meine Stunde gekommen. „Wer ist das?“ hörte ich hinter mir fragen. In diesen Kreisen von Söhnen und Töchtern reicher Bürger kannte mich keiner. Doch ich wog schon die schweren Zöpfe in den zitternden Händen, straffte mich, vernahm die Kettlein, wie sie in den Locken leise klirrten, die Perlschnüre in dem geflochtenen Haar und wandelte, das Herz heiß von der Flamme, die aus Esthers Augen auf mich niedergegangen war, dem langsam und vorsichtig hinansteigenden Mädchen behutsam nach. Ein Wölklein von Altwiebersommer kam geflogen, nestelte sich an den Scheitel der Liebsten und schwebte, ein silberner Schleier, über den blau schimmernden Zöpfen. Das Licht floß an uns nieder, ließ alle Farben tief leuchten, die Wiese smaragden funkeln, und seine goldene Flut schien uns zu tragen, daß unser Fuß an keinen Stein stoße. So kamen wir zur Höhe. Schon wollte ich die Hand sinken lassen, als Esther noch einen kurzen Tritt tat und kokett den Kopf zur Seite neigte. Und während sie mir so die Zöpfe entriß, entfuhr ihr ein leiser Schrei. „Verloren!“ kreischten die Zeuginnen. „O wie dumm!“ seufzte Esther, und die Begleiterinnen sahen sich verlegen lächelnd an, als sie so ihr Geheimnis verraten hatte.

„Gut gemacht, gut gemacht!“ jubelte Meyer Morik seiner Tochter entgegen. „Man muß hübsch unten bleiben, junger Mann, wenn man nicht vom Pferde fallen will!“ höhnte er und beleidigte mich mit verächtlichen Blicken.

„Ich bin aus einem Hause, wo man sich's leisten konnte, früh reiten zu lernen,“ wehrte ich ihm, „und ich will es nicht vergessen, daß ich's gelernt habe.“

Das junge Volk war gelaufen gekommen, und alle standen sie auf dem Hügel. Und alle sah ich sie mit einem jener Blicke, die für immer und ewig ein Bild in un-

serm Gedächtnisse aufspeichern. Mich selber sah ich, getrieben von einem Zwange, stärker denn ich, zu beleidigen, wo ich liebte und wußte, daß ich geliebt werde. Bläß stand Esther neben der zitternden Schwester, der verlegenen Mutter, und die Goldmünzen um ihren Hals schütterten von dem ungestümen Atem. „Ich danke Ihnen, Fräulein, daß Sie sich vor mir bewahrt haben!“ höhnte ich, sah befremdete Mienen, vermeinte ein verhaltenes Schluchzen zu vernehmen und schaute nicht zurück.

Der Gaul hatte noch den Sattel aufliegen. Ich schwang mich hinein, hörte kaum, wie mir der Knecht für den gespendeten Silbertaler dankte, und ritt davon. Auf meiner Kammer packte ich meine geringen Habseligkeiten in die gestickte Tasche, warf die Tracht des Edelknaben auf das armselige Bett und ging reisefertig auf die Schreibstube. Dort waren die Angestellten und Arbeiterinnen ohne Aufsicht und guter Dinge, und auch die Mägde des Hauses lärmten mit.

Als man mich so sah, reisefertig, war man verdußt und schwieg neugierig. „Agnes!“ rief ich der Magd, die mir gerne hätte gewogen sein wollen. „Von dem ganzen Gelichter hier sind Sie der einzige halbwegs anständige Mensch! Und dafür sollst du zum Abschiede geküßt sein, Mädchen!“ Ich hatte sie umfaßt, und sie wehrte nicht, als ich ihren üppigen Mund suchte. Und dann packte ich meine Tasche fester, trat die Türe mit dem Fuße auf und stieg voll Wut und Schmerz die Treppe hinunter auf die Straße.

Als ich am Morgen in der Stadt mit dem Dome erwachte, lag der erste Schnee auf den Dächern. Ich hob ein Sümlein ab von meinem Geld und bezog eine Hochschule hoch oben am Meere. Und Sommer und Winter sind manche seither gekommen und gegangen, ohne daß ich es vergessen hätte, wie ich hinter dem Mädchen den Hügel anstieg, dessen Zöpfe in den Händen, von Silberfäden übersflogen, und die Liebesprobe übel bestand.

(Fortsetzung folgt).

Aphoristisches.

Den drückt die Krone, der nicht als Herrscher geboren ist.

Ein Irrtum, der Märtyrer macht, ist auch ehrwürdig. Ilse Franke, Freiburg.